

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Küstenfahrten an der Nord- und Ostsee

Hoefer, Edmund

Stuttgart, [circa 1881]

Inseln über Inseln

[urn:nbn:de:bsz:31-4556](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-4556)



Inist.

Inseln über Inseln.

Vorkum ist nur ein Glied in der Kette von Eilanden, welche vor der Festlandsküste liegen und dieselbe, sei es auch mit ihrem eigenen Verderben, vor den schwersten Angriffen der Fluten, als ächte Wellenbrecher zu schützen suchen. Links von euch, gegen Westen, erblickt ihr bei hellem Wetter das den Holländern gehörende kleine Rottum, eine Insel, wo die Seevögel mächtig sind und in unzählbaren Schaaren hausen, während von Menschen hier nur ein holländischer Bogt mit seiner Familie und seinen Leuten wohnt — wir wissen nicht, ob für das ganze Jahr, oder nur für die bessere Jahreszeit. Glück wäre diesen Menschen zu einem solchen Aufenthalt und der von ihm abhängigen Art von Leben, trotz aller Wellenpoesie keineswegs zu wünschen, selbst nicht bei den allerbescheidensten Ansprüchen. Sogar für die rauhen und abgehärteten Bewohner der übrigen Inseln dürfte dieser Aufenthalt und ein solches Leben auf längere Zeit kaum zu ertragen sein. Die Atmosphäre ist schon in der Nähe des Eilandes mit Dünsten und Gerüchen geschwängert, welche mit der für menschliche Nasen und Lungen bestimmten Athmungsluft verzeifelt wenig gemein haben, und die Sterilität, die Einsamkeit und Abgeschlossenheit sind so groß, daß hier auch der Fröhlichste bald zum tiefsten Hypochonder werden müßte.

Rottum wird von Vorkum aus trotz alledem nicht grade selten aufgesucht, und zwar nicht bloß von unerjättlichen Jägern, welche in diesem Striche den unschuldigen Möven nachstellen, sondern auch wohl einmal von einem größeren oder geringeren Theil der Badegesellschaft, die sich der Rottum'schen Naturwüchsigkeit zu erfreuen wünscht. Alle aber, jagt man, sollen wo nicht laut, doch desto energischer in der Stille Gott danken, wenn's auf den Rückweg geht und man sich desselben einigermaßen sicher fühlen darf. Denn dies letztere ist keineswegs immer der Fall. Der günstige Wind wird zum contrairen und die lustige Brise zur schweren Bö — im Handumdrehen und zuweilen fast ohne Vorzeichen, welche ein rechtzeitiges Ausweichen ermöglichen.

Da kann es wohl geschehen, wie es alten Freunden von uns passirte, daß die Rückfahrt mit einemmale unmöglich wird, ja daß das auf euch wartende Fahrzeug, in dem ihr herüberkamt, von seiner Ankerstelle fortgerissen wird, oder von freien Stücken das Weite suchen muß und nicht im Stande ist, alsbald wieder heran zu kommen. Da gibt es denn möglicherweise einen erzwungenen Aufenthalt von längerer Dauer — bei jener Gelegenheit dauerte derselbe beinahe 24 Stunden — und man findet die unangenehmste Gelegenheit, sich in Entbehrungen der allerfatalsten Art zu üben. Denn abgesehen von allem Uebrigen, ist das Unterkommen für eine zahlreiche Gesellschaft das denkbar dürftigste, ja überhaupt ein fragliches, und die Proviantvorräthe des Bogts sind überdies weder unerjchöpfliche, noch für auch nur mäßig gebildete Gaumen und nicht durchaus tadellose Constitutionen besonders stärkend, geschweige

denn verlockend. Hier, wenn irgendwo, gilt jenes harte Gebot: Der Hunger muß es hereintreiben! Und man kann obendrein sicher sein, daß dies hungerstillende Etwas nichts mit den „Bratwürsten“ gemein hat, wie sie jenem unbegehrlichen Handwerksburischen damals den erwähnten Seufzer entpreßten!

Wenn man vom Leuchthurm auf Vorkum, welcher in der Mitte des Dorfes steht, gegen Osten zu und ein wenig nach rückwärts schaut, so kann man das langgestreckte Zuißt erkennen, das in alten Zeiten mit Vorkum zusammengehangen hat und erst im 13. Jahrhundert von ihm losgerissen wurde. Für die Geschichte der deutschen Seebäder ist die Insel um dessentwillen von einem gewissen Interesse, weil ein hier angestellter Pfarrer Janus vor etwa hundert Jahren der Erste war, welcher, wenn damals auch noch ohne Erfolg, auf die heilsamen Wirkungen der Seebäder hinwies. Auch jetzt wird Zuißt noch von Badegästen besucht, welche in einem Gasthof und einzelnen Privatwohnungen ein bescheidenes Unterkommen finden — der Wellenschlag soll ein ausgezeichnetes sein. Von Norderney aus, zuweilen auch von Vorkum, wird die kleine Insel wohl einmal besucht und die Fahrt kann, wenn man die gehörige Rücksicht auf Wind und Wetter nimmt, eine angenehme und lohnende sein — letzteres auch wohl für Jäger,

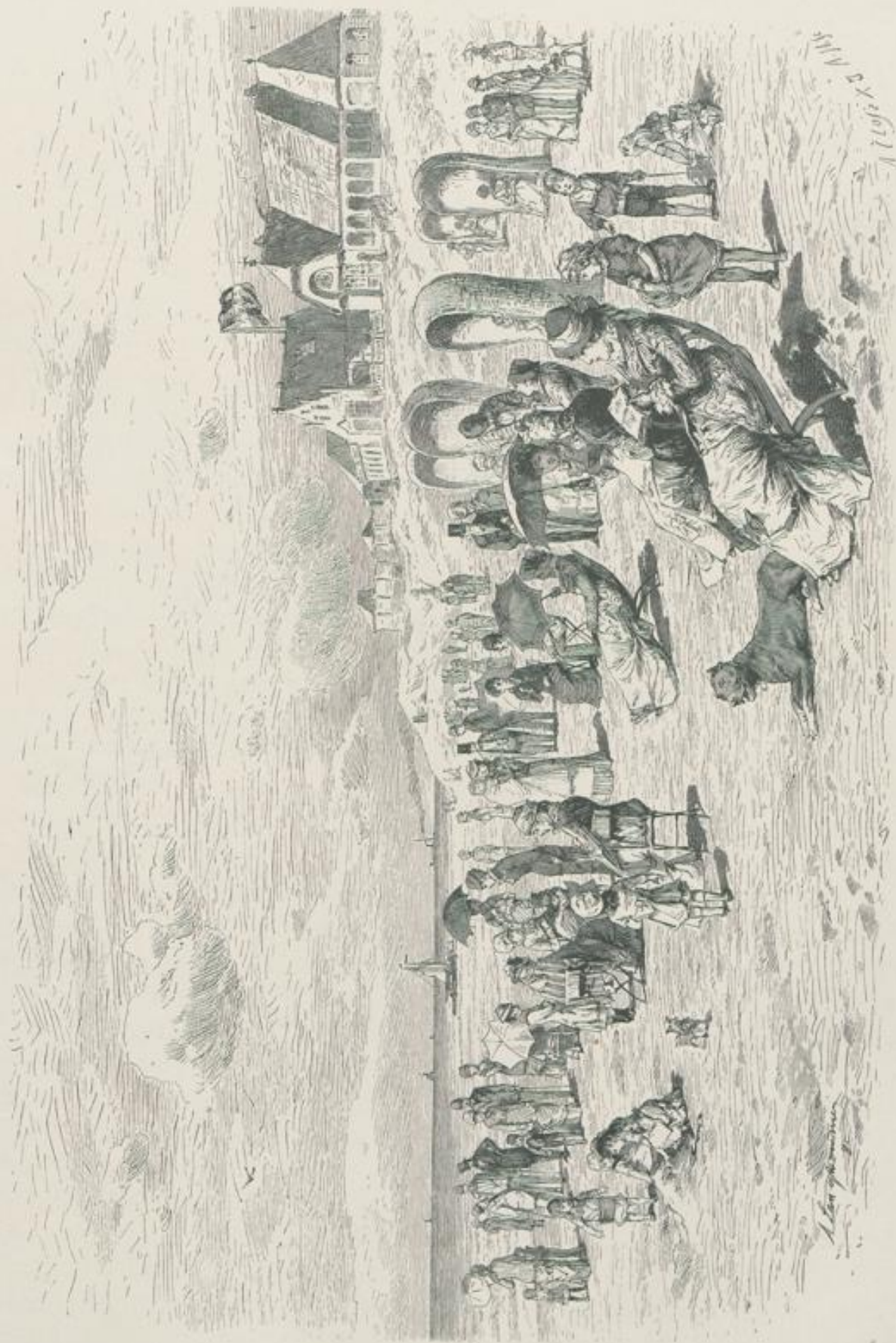


Durch das Watt.

welche hier in der Nähe die „Platen“ finden, wo die Seehunde sich noch zahlreicher aufzuhalten pflegen. Es ist indessen meistens eine ermüdende und keineswegs immer glückliche Jagd, denn die Thiere sind sehr scheu und werden durch die geringste Unvorsichtigkeit der Schützen vertrieben.

Baltrum, die kleinste der Inseln, von Fremden nur ausnahmsweise einmal besucht, ist ein armes und ödes Stückchen Land, wo selbst das matte Grün kaum noch das Auge erfreut, auch die Dünenflora zusammenschwindet und nur ein wenig Kartoffelbau getrieben wird. Ackerbau gibt es im Grunde gar nicht, und auch der Fischfang ist kaum recht im Gange; die Bewohner beschäftigen sich hauptsächlich mit der Schifffahrt, welche sie auf eigenen Schiffen in die Ferne führt und ihnen gute Erträge gewährt. Dagegen finden sich ganz gedeihliche kleine Badeanstalten und ziemlich zahlreiche Gäste auf den beiden folgenden Inseln Langeroog und Spiekeroog, wenn sie auch bei weitem nicht an Vorkum, geschweige denn an den berühmtesten dieser Plätze, an das zwischen Zuißt und Baltrum liegende, vornehme und glänzende Norderney heranreichen.

Die Seebadeanstalt auf Norderney ist schon seit den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts eröffnet, und es hat nicht am wenigsten zu ihrer raschen Aufnahme und steigenden Beliebtheit der Umstand beigetragen, daß die Insel vom Festlande und der kleinen Stadt Norden aus, bei Ebbezeit auch zu Wagen, zu Pferde, ja zuweilen selbst zu Fuß zu erreichen ist. Der Seekrankheit und den mit ihr verbundenen leiblichen und geistigen Strapazen entgeht man in solcher Weise allerdings sicher, allein dieser Zug über das öde Watt, durch die tieferen, noch von Wasser überflötheten Stellen, in der völligen Vereinzelung des Fuhrwerks und seiner Insassen, entbehrt gleichfalls nicht



Am Strande von Norderney. Von H. Langhammer.

einer gewissen Aufregung und Beängstigung, ja wird, zumal wenn das Wetter stürmisch ist und die Wellen rings umher aufspritzen, eine gar unheimliche oder, bei rascher zurückkehrender Flut, auch wohl eine wirklich gefährliche.

Die hannoversche Regierung hat von der Besitzergreifung an für Norderney und seine Badeanstalt mit aller Aufmerksamkeit und Liberalität auf das wohlwollendste gesorgt, und wenn schon dies dem Gedeihen des Platzes förderlich war, so ward die Aufnahme eine immer raschere und großartigere, seit der unglückliche blinde Georg von Hannover, zuerst als Kronprinz, später als König, mit seiner Familie häufig und gern hier weilte und nicht nur den stolzen hannoverschen Adel, sondern auch zahlreiche, vornehme und nicht sparjame Fremde aus allen Himmelsgegenden sich nachzog. Das waren allerdings glorreiche Tage, und was man von damals erzählen hört, oder auch in mancherlei Schriften lesen kann — selbst für die Novellisten waren Norderney und seine glänzende Gesellschaft als Stofflieferanten äußerst wichtig geworden! — geht meistens über die gewöhnlichen kleinen und bescheidenen deutschen Verhältnisse weit hinaus. Diese Zeit endete freilich mit der Katastrophe von 1866, allein auch die preussische Regierung ließ es nirgends an der Sorge für Norderney fehlen und hat für die Sicherung der Insel, für die Vermehrung und Verbesserung aller Anstalten und für das Wohlergehen und die Unterhaltung der Gäste vieles gethan. So wuchs der Zuzug von Jahr zu Jahr, wenn auch einzelne Elemente der früheren Gesellschaft sich hierfür fern hielten und der Charakter und Ton des BADELEBENS eine gewisse Aenderung erfuhren, die nach der einen Seite hin und für manche freilich eine willkommene sein mochte, während nach der anderen Seite und für nicht wenig Andere das Neue gleichfalls sein Bedenkliches, ja Unerfreuliches hatte. Nur das Jahr 1870 war ohne eigentliche Saison. Es hatten sich bereits die ersten Gäste in ziemlicher Anzahl eingestellt, als mit einemmal die bestürzenden Nachrichten von Paris und Ems eintrafen und bereits einen großen Theil der Gäste in die Flucht jagten, bis auch der bequemere und sorglosere Rest dann auf Befehl der Regierung die Insel binnen 24 Stunden räumen mußte. Man kann über die Noth und den Jammer dieses rapiden Aufbruchs und der zitternden Flucht, wo die Unglücklichen den Feind schon in der nächsten Nähe zu sehen glaubten, noch heute die tollsten und possierlichsten Geschichten erzählen hören.

Nach diesem Schreckensjahre begann aber wieder eine bessere Zeit. Die Regierung sorgte unermüdet für Verbesserung der alten Einrichtungen und für Herstellung neuer Anlagen. In den nächsten Jahren entstanden nicht nur mehrere öffentliche Bauwerke, worunter der stattliche Leuchtturm auf dem Ostende, sondern auch zahlreiche Privathäuser, und der Fremdenzug nahm in einer Weise zu und das BADELEBEN entfaltete sich mit einem Glanz, welche Norderney gegenwärtig ziemlich unbestritten den ersten Rang unter den deutschen Seebädern einnehmen lassen. Alles, die Verbindungen mit dem Festlande und den näheren oder ferneren Hafensplätzen, die BADEEINRICHTUNGEN, das Konversationshaus und die prächtige Strandhalle, die Hotels und Logirhäuser, die Vergnügungsorte und die Läden, die Vergnügungen selber und das gesammte Leben, alles das hat hier einen gewissermaßen großartigen und luxuriösen Zuschnitt und zieht die Fremden in Schaaren an. Sie kommen nicht bloß zu einer vorübergehenden, einmaligen Kur, sondern auch nicht selten zu häufigerem und längerem Verweilen in den eigenen stattlichen oder zierlicheren Villen. So ist denn selbstverständlich auch der Ton dieser Gesellschaft so gut, wie ihres Lebens und Treibens ein um vieles anderer, als auf den bescheidenen anderen Badeplätzen, und Norderney wird mehr und mehr zu einem Bade für reiche, an Comfort gewöhnte Leute.

Norderney gleicht in Ansehung seiner Struktur, seiner Bodenbeschaffenheit und seiner Lebensbedingungen durchaus den übrigen Inseln dieser Gegend. Es ist ein ziemlich langer Landstreifen, dessen westliche Hälfte von den Dünen beherrscht und in ihrem Schutze bewohnt und auch einigermaßen angebaut wird, einen kleinen Hafen enthält, das Dorf trägt, und das glänzende BADELEBEN am Strande sich entfalten sieht. Hier gibt es Gärten und sogar einiges, selbstverständlich niedriges Gebüsch, es finden sich ein paar kleine Getreide- und Gemüsetüchlein und Kartoffelnäcker, Weiden- und Wiesenbreiten, und an den Dünen und in ihren Thälern stellt sich alles ein, was sich auf diesen Eilanden an dem ihnen eigenthümlichen Pflanzenwuchs entdecken läßt. Es gibt hier sogar eine „schwarze Düne“, welche diesen Beinamen der sie bedeckenden besonders reichlichen Vegetation verdanken soll. Einige kleine



Georgshöhe auf Norderney.

Dünenhügel, so die „Marienhöhe“ und besonders die „Georgshöhe“ gewähren eine lebensvolle Rundschau. Dagegen ist nach der Ostseite zu alles Leben in rascher Abnahme begriffen, bis es in der Gegend der „weißen Dünen“, welche schmeichelhafter Weise als der „Norderneyer Montblanc“ bezeichnet werden, vollständig im Sande verschwindet. Diese „weißen Dünen“ werden indessen nicht selten von der Badegesellschaft besucht, denn sie haben ihre eigenen Reize. „Wo man sich dieser Gegend nähert,“ sagt ein neuerer Reisender, „macht sie einen so eigenthümlichen Eindruck, daß sich derselbe nur mit dem schneebedeckten Hochgebirge oder der Wüste vergleichen läßt. Hier herrscht die Einsamkeit in des Wortes vollster Bedeutung. Nur die oftmals schönen Linien in den Conturen dieser hellfarbigen Sandberge und die durch Sonnen- oder Mondbeleuchtung hervorgebrachten Lichteffecte lassen diese eintönige Gegend fast malerisch schön erscheinen.“

Der Einfluß, den der gesammte Verkehr mit der großen Welt und alles, was zu ihm gehört und durch ihn veranlaßt wird, auf die Einheimischen ausgeübt hat, ist allerdings nicht abzuleugnen, aber anscheinend wenigstens bei weitem nicht so nachtheilig geworden, wie es in anderen, plötzlich von der „Kultur“ und der „Mode“ angekränkelten Gegenden erlebt zu werden pflegt. Dieses Volk ist, wie man nicht oft genug sagen kann, ein allzu charaktervolles, ernstes und im Sturm und Wetter gehärtetes, als daß es die „Kultur“ leicht annagen und ihm groß verderblich werden könnte. Es ist vor allen Dingen auch allzu verschlossen, um sich die Außenwelt leicht nahe kommen zu lassen, und die Natur seiner Heimat und das ihm gebotene und geläufige Leben sind so streng und anspruchsvoll, daß der Eindruck, den die paar Monate der Fremdenzeit hinterlassen, kaum ein nachhaltiger sein kann. Mögen die Vortheile der Badezeit und des Fremdenzuges noch so groß sein, für die Einheimischen kommen sie gleich allem, was so oder so mit dem Binnenlande zusammenhängt, dennoch gewissermaßen erst als Zweites in Betracht. Obenan steht immer und überall die See und ihre von dieser abhängige Existenz, und ob auch nebenher Wirthe ihrer Gäste, bleiben sie vor allem doch, was sie von jeher waren, Schiffer und Fischer, und in erster Linie Bewohner ihrer Heimat, welche sie vollständig in Anspruch nimmt. Diese Heimat ist hier allerwärts ein enges und armes Stückchen Land, das über den größten Theil des Jahres fast vollständig einsam ist und seine Inassen bei der alten Lebensweise, den alten Erwerbszweigen, der Einfachheit und Entfagung, vor allem aber in dem rastlosen Kampfe gegen die sie umdrohenden Gefahren festhält. Die Schifffahrt ist auf einzelnen Stellen eine ganz ansehnliche, und die Fischerei meistens eine außerordentlich lebhaft. Mit Ausnahme Helgolands ist Norderney für den Schellfischfang in diesen Gegenden so ziemlich der erste Platz, und die „Schlups“ (Schaluppen) seiner Fischer sind zu Emden, Bremen, Hamburg und anderen Küstenplätzen sehnjüchtig erwartete und hochwillkommene Erscheinungen.



Badegäste auf der „Weißen Düne“ (Norderney).

Es gab vordem einmal eine Zeit in Deutschland, wo es beinahe zum guten Ton, ja halb und halb zur Erziehung gehörte, die Kinder „gebildeter“ Stände sich in ihrer Umgebung umsehen und sich mit allen Gewerben, Beschäftigungen und Handwerken wenigstens einigermaßen bekannt machen zu lassen. So weit wir von dergleichen aber in alten Schriften lesen, fand es damals meistens sozusagen nur auf dem Festlande statt, und was mit der See zusammenhing, kam nicht viel in Betracht. Wir gedenken hier dieser Thatsache aber, weil eben von der Fischerei die Rede, welche für einen großen Theil der Küstenbevölkerung von höchster Bedeutung ist, ja eine Art von Lebensfrage bildet, und dennoch von uns Landratten wenig gewürdigt und noch weniger verstanden wird. Meistens wissen wir nur von dem „Fischer“, der „ruhevoll nach der Angel“ sieht, oder von dem Knaben, der „im Rahne fährt“ und dazu „pfeift und angelt“, und lassen uns um alles Weitere keine grauen Haare wachsen, abgesehen davon, daß wir sehr verdrießlich oder sehr betrübt sind, wenn im Menü die Fische fehlen. Man soll sich nur einmal klar machen, wie viel Hände für die Herbeischaffung dieser Lederbissen oder dieser Speise sich rühren müssen, und daß dabei keineswegs alles mit dem Auswerfen der Angeln oder Netze abgethan ist.

Der Schellfischfang findet bekanntlich nur im Frühling und Herbst statt, und was nebenher oder zu anderen Zeiten erbeutet wird, kommt nicht viel in Betracht, sondern dient meistens den Einheimischen zum Unterhalt oder fällt einzelnen Liebhabern, wie z. B. den zahlreichen Badegästen, für ihre Tafeln anheim. Zu der eigentlichen Fangzeit ist die gesammte Bevölkerung in Thätigkeit und an dem, beiläufig gesagt, dennoch im Allgemeinen sehr mäßigen Ertrage mehr oder weniger betheilig.

Die eigentliche Norderneyer Schellfischflottille umfaßt ungefähr siebenzig von jenen „Schlups“, tadelloß gebauten und ausgerüsteten Fahrzeugen, und jede derselben ist von drei Mann, dem Besizer und Führer, dem „Schiffer“, und zwei sogenannten „Parksleuten“ besetzt. Jeder von ihnen hat drei „Bal“ Angelschnüre von etwa 350 Meter Länge, und da ungefähr von Meter zu Meter eine Angel angebracht und mit Köder, meistens dem sogenannten „Sandwurm“, versehen ist, so ergibt dies für jeden Mann etwa 900—1000 Angeln und für das Boot 2700—3000, die natürlich keineswegs alle bei jedem Wiederaufnehmen eine Beute liefern, aber jedesmal von neuem gereinigt und mit neuem Köder bestückt werden müssen. Von dem Gesamtverdienst erhält jeder Mann einen Theil, während ein vierter für das Schiff in Anrechnung kommt. Man kann daher, da nicht bloß einzelne Fahrten, sondern auch zuweilen ganze Jahrgänge gelegentlich sehr geringe Erträge liefern, schon hieraus schließen, daß die Betheiligten im Allgemeinen einen mühsamen Verdienst und einen geringen Lohn haben.



Fischerhaus auf Norderney.

Auf diesen Inseln und bei diesem Volke haben sich nicht bloß die Lebensweise, sondern auch Sitten und Gebräuche und damit selbst die Anschauungen gewissermaßen in annähernder Ursprünglichkeit und Einfachheit erhalten, und der sogenannte „Aberglaube“, der nirgends fehlt, wo der Mensch in einen engen und abgeschlossenen Kreis gebannt ist, und einer obendarein großartigen Natur und ihren geheimnißvollen oder überwältigenden Erscheinungen näher steht, findet hier noch immer seine getreuen und gläubigen Anhänger. Die Fremden freilich spüren wenig oder nichts davon, denn „von solchen Dingen“ darf man überhaupt nicht viel reden, vor allem nicht zu Ausländern und Freigeistern. In den jüngeren Generationen sind die meisten Köpfe auch durch die Schulbildung heller und nüchterner geworden. Wer sich aber an die Aelteren hält, ihnen nahe zu kommen und ihr Vertrauen zu gewinnen versteht, kann zuweilen noch allerhand überraschende Entdeckungen machen. „Sie glauben nicht daran“ — behüte! — aber sie wissen doch davon! Da treibt der Klabaftermann noch hie und da sein Wesen; der ewige, unselige Segler, der fliegende Holländer, zieht an dem entsetzten Schiffer lautlos vorüber; die „Seeminnen“ steigen hin und wider aus der Flut und stimmen ihre verlockenden Lieder an; in den Eierischen, welchen man wohl einmal an den Strommündungen und in der Nähe der Küsten begegnet, schiffen „die Eiben“ vorüber, und es sollte uns wundern,



Kuffen. Von Gustav Schönleber.

wenn nicht in dem Kopf irgend eines alten Fischers oder seiner greisen Gattin gelegentlich noch das Riesenschiff spulte, der „Mannigfual“.

Das ist ein ganz erschreckliches Fahrzeug. Es befand sich vordem im atlantischen Ocean und kam, Gott weiß wie, einmal in den Kanal. Da war ihm die Straße zu eng und es sah bald fest, bis der Kapitän den glücklichen Einfall hatte, die Seite gegen Dover zu mit weißer Seife einschmieren zu lassen. Das half und das Schiff glitt durch, in die Nordsee, während jedoch die Felsen der britischen Küste von der Seife weiß wurden und weiß blieben bis auf den heutigen Tag. Nun steckt der Riese in der Nordsee und findet kaum Raum, sich zu bewegen. Das Deck muß der Kapitän zu Pferde bereisen, und wenn die Matrosen jung zu Mast gehen, kommen sie als ergraute Bursche wieder herunter. Glücklicherweise finden sie in der Takelage und den Masten hin und wider Gaststuben, wo sie sich ruhen und erquicken können. In einer bösen Stunde soll das Schiff auch einmal in die Ostsee gerathen und natürlicherweise alsbald auf den Grund gestoßen sein. Die Mannschaft warf den Ballast aus, um das Schiff zu erleichtern, und daraus entstand die Insel Bornholm.

Neben dem Scherz aber geht der Ernst nur allzu schwer einher. Es begegnet uns hier jene räthselhafte Gabe des „zweiten Gesichts“, welche sich freilich an all unseren Küsten und in den angrenzenden Langstrichen wiederfindet — bis auf den heutigen Tag, wenn sie allerdings auch in der Abnahme begriffen ist. Unsere großen deutschen „Volkstänzer“ behaupteten bis vor wenig Jahren, daß dieser Aberglaube, zugleich aber eine hochinteressante Erscheinung, nur auswärts, auf den britischen Inseln und allenfalls in der Bretagne und Normandie zu finden sei, während in dem nördlichen Deutschland natürlich nichts davon bemerkt werde. Da war denn die Ueberraschung groß, als sie sich von wirklichen Kennern des Volks und des Landes, die freilich nicht „den Geist machen“, belehren lassen mußten, daß das „zweite Gesicht“, ob auch unter verschiedenen anderen Namen, leider auch bei uns in den betreffenden Gegenden eine altbekannte, freilich auf das scheuße verborgene Mitgift manches unglücklichen Menschenkindes sei — eine unheimliche und für den Betreffenden qual- und unheilvolle Erscheinung, die sich weder hochmüthig ableugnen, noch mit spöttischem Achselzucken ins Bereich der „albernen“ Fabel und des grausen Aberglaubens verweisen läßt. Die Leser werden auf unserer weiteren Küstenfahrt wohl noch Gelegenheit finden, mehr und Näheres von diesen Dingen zu erfahren.

An der Jade.

Wer jenes Watt, durch welches zur Ebbezeit der Postwagen seine Passagiere auf abenteuerlicher Fahrt nach Norderney und zurück aufs Festland schafft, auch einmal während der Flut passiren will, der nehme sich eine der trefflichen, freilich vom Winde abhängigen Norderneyer Fischer-Schaluppen, oder vertraue sich, wenn er comfortabler fahren will, einem der schmucken und behaglichen Lloydampfer an. Sie unterhalten nicht nur den Verkehr mit Oestemünde und Bremerhafen, sondern seit einigen Jahren auch schon mit Wilhelmshaven. Die Flut stellt eine Fahrstraße her, auf welcher die nicht großen Schiffe, unter einigermaßen normalen Verhältnissen, selbst jene Stellen ungefährdet passiren, wo nicht lange vorher der Postwagen fuhr und nur für eine nicht große Strecke bis an die Ähjen ins Wasser gelangte. Die Birkenbüsche, welche seine Straße bezeichnen, schwanken auch jetzt über den Wassern und bilden in gewissem Sinne zugleich einen Fingerzeig für die Schiffe. Denn diese, Küstenfahrer natürlich, machen sich die gute Stunde in großer Zahl zu Nuße und bringen Leben in diese vor kurzem noch verödeten Strecken. Und da alles in ziemlicher Nähe an einander vorüberzieht, so lassen sich hier für den Liebhaber höchlich interessante Studien machen und Beobachtungen anstellen, wie er dazu anderwärts verschiedene Plätze aussuchen und die Gelegenheit abwarten muß — über die Bauart, die Takelage, die Rationalität der Schiffe und ihrer Bemannung. Die Holländer, die